Zeitschrift: Kunst + Architektur in der Schweiz = Art + architecture en Suisse = Arte + architettura in Svizzera

Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Band: 59 (2008)

Heft: 2: Der Berg = La montagne = Montagna

Artikel: Alpine Freiheit und Typisierung : Plansiedlungen der Nachkriegszeit in Graubünden

Autor: Maissen, Carmelia

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-394399

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Carmelia Maissen

Alpine Freiheit und Typisierung

Plansiedlungen der Nachkriegszeit in Graubünden

Ist von Plansiedlungen die Rede, tauchen unweigerlich Begriffe wie Standardisierung, Monotonie oder Verlust von Freiheit auf. Sie scheinen in augenfälligem Gegensatz zur ländlichen, über Jahrhunderte gewachsenen Kulturlandschaft Graubündens und dem Mythos der bündnerischen Eigenwilligkeit und Unabhängigkeit zu stehen. Doch aus dem architektonischen Diskurs der Nachkriegszeit entwickelten sich Siedlungskonzepte, die sowohl Bezüge zur traditionellen alpinen Baukultur und zur Gebirgslandschaft aufweisen als auch Ausdruck des modernen, städtischen Lebens sein können.

«Was ist angenehmer auf dieser Welt als eine schöne, bequeme, dauerhafte und gesunde Wohnung, worin man sanft, gesichert und vergnügt ruhen und leben kann?»[1] Es ist weniger eine Frage als eine moderne Vorstellung von Wohnen, die der Disentiser Benediktinerpater Placi a Spescha 1805 seinem Plan für ein lawinen- und feuersicheres Idealdorf für die Gemeinde Tujetsch zuoberst in der Surselva zu Grunde legte (Abb. 1). Er beobachtete, dass die «ganz von Holz und in einem Haufen ohne Vorsicht, ohne Baukunst, ohne die mindeste Regelmässigkeit und Schönheit» gebauten Weiler ungeschützt den Naturgefahren ausgesetzt waren. «Wenn ich Befehlshaber in Tavätsch wäre, müsste hier ein allgemeines, regelmässiges und wohlgebautes Dorf gleich einer Stadt gebaut werden.» Für P. Placi a Spescha bildeten Schönheit und Bequemlichkeit mit Ordnung, Zweckmässigkeit und Regelmässigkeit eine Einheit, die genauso selbstverständlich war wie die Anwendung rationaler städtebaulicher Prinzipien im dörflichen Kontext.

«Es ist, wie wenn ein kleines Dorf aus dem Boden herauswachsen würde»

Als Folge von Dorfbränden entstanden in Graubünden im 19. Jahrhundert mehrere Siedlungen nach «rationellem Plan», in denen das geordnete Raster und die regelmässigen Gebäudeabstände künftig die Feuerausbreitung verhindern sollten.[2] Nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden in der Folge des Ausbaus der Wasserkraftwerke und der allgemeinen beruflichen Spezialisierung Plansiedlungen vermehrt auch als Werksiedlungen für die von auswärts kommenden Angestellten. Sie wurden zur neuen Heimat für Menschen, die in einer bäuerlichen Umgebung «moderne» Berufe ausübten. Anders als in der Arbeits-, Wohn- und Wirtschaftseinheit der Bauern und Handwerker, die mit Frau, Kindern, Verwandten und Gesinde unter einem Dach lebten, war bei Angestellten Arbeiten und Wohnen allgemein strikt getrennt: «Die Erwartung gegenüber der [...] Wohnung decken sich [...] mit denen der arbeitsfreien Zeit: Entspannung, Ruhe und Geselligkeit.»[3]

Dies erkannte auch die Regierung des Kantons Graubünden, als sie 1944 dem Grossen Rat den Vorschlag unterbreitete, trotz leerer Staatskasse für die Angestellten der Anstalt Realta[4] eine Siedlung zu errichten. Nebst der allgemeinen Wohnungsnot jener Zeit war vor allem die Einsicht, dass dem immer besser ausgebildeten Pflegepersonal nur mit einem guten Wohnangebot das Leben auf dem Land schmackhaft gemacht werden konnte, der Grund für die grossrätliche Zustimmung. Und zudem hätte gerade «der Irrenwärter [...] einen Anspruch darauf, in seiner knappen Freizeit ein gemütliches Heim zu finden, in dem er sich erholen und stärken kann».[5]

Von 1944 bis 1946 realisierte die Architektengemeinschaft Holzsiedlung Realta, bestehend aus Andreas Wilhelm, René Marugg und Alfred Theus, zwischen der Klinik und der Strafanstalt 14 frei stehende Einfamilienhäuser (Abb. 3). Es war eine Herausforderung für die Architekten, «eine erfreuliche, locker zusammengeschlossene Holzsiedlung»[6] zu schaffen, da «es auf dem flachen, ebenen Feld schwieriger ist, eine freie, unschematische Überbauung anzuordnen».[7] Vor allem die Schaffung einer zentral gelegenen Spielwiese habe den Eindruck des «Schachbrettartigen»[8] entkräftet. Dieser offene Ort ist der Kern der ansonsten gleichförmig nach Südosten ausgerichteten Siedlung und nimmt die Idee der alten Platzsiedlung auf, die von einem leeren Innenraum bestimmt wird, der frei gehalten allen zur Verfügung steht.

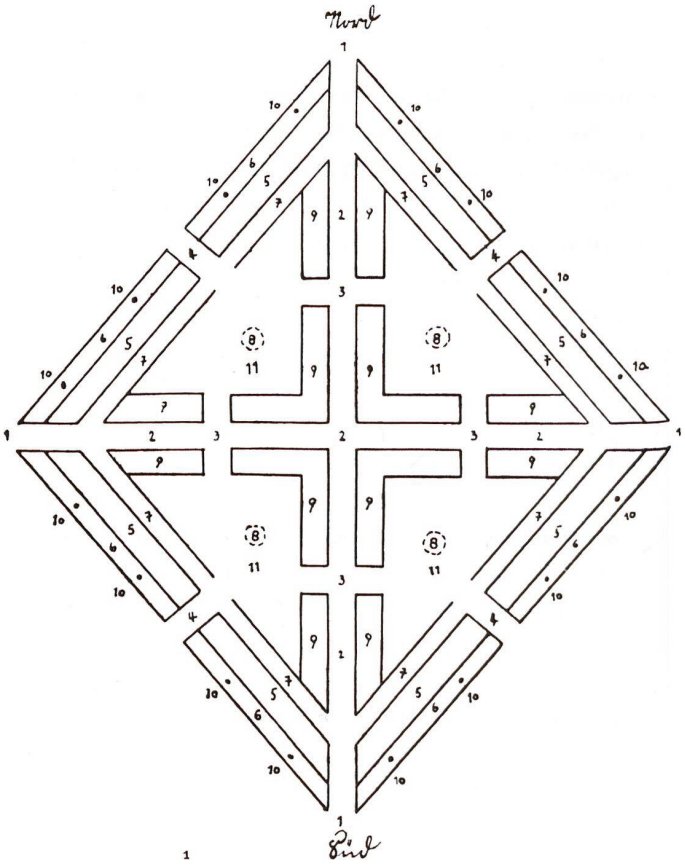
Die schlichten Holzbauten sind in rationeller Ständerbauweise ausgeführt und verweisen sowohl in der Materialisierung, die gar Eingang in die Bezeichnung «Holzsiedlung Realta» gefunden hat, als auch in der Vereinheitlichung der Bauteile auf die lange Holzbautradition Graubündens und ihre frühe handwerkliche Typisierung. Dennoch sind die Häuser frei von Sentimentalitäten zur lokalen Bautradition (Abb. 2). Darin scheint die Überlegung zum Tragen zu kommen, dass die heimatlichen Gefühle der von aussen kommenden Angestellten nicht an das lokale Formenvokabular gebunden sind. Vielmehr sollten die familiäre Grösse und geschlossene Einheit der Siedlung zusammen mit der Bindung zum gemeinsamen Arbeitgeber die Basis für die Identifikation mit dem Ort sein. Nichtsdestotrotz fügt sich die der «im flachen Gelände so gefährlichen Monotonie»[9] entronnene Siedlung selbstverständlich in die von verstreuten Stall- und Häusergruppen geprägte Kulturlandschaft des Domleschgs ein: «Es ist, wie wenn ein kleines Dorf aus dem Boden herauswachsen würde.»[10]

Demgegenüber zeigt das ebenfalls aus dem Jahr 1944 stammende, aber nicht realisierte Projekt von Armin Meili für Neu-Splügen eine bildliche Anknüpfung an die regionale Bautradition und die Vorstellung eines Bündner Dorfes – für die neue Heimat der Walser entwirft Meili ein Dorf aus typisierten Engadinerhäusern (Abb. 4). Für die Menschen, die wegen des geplanten Stausees im Rheinwald aus Splügen vertrieben worden wären, sollte ein Dorf entstehen, in das «die sichtbaren, gegenständlichen Werte gleich den Traditionen und Lebensgewohnheiten mitgenommen und beibehalten»[11] werden können. Vermeintlich zufällig und ungeplant, dabei einen über Jahrhunderte dauernden Entstehungsprozess nachahmend, sollten die Häuser das natürliche Selbstverständnis alter Strukturen vermitteln.

«Wohlgeordnete Freiheit»

In der Nachkriegszeit entstanden in der Schweiz zahlreiche Siedlungen, welche die durch Industrialisierung, Umschichtung und Wachstum der Bevölkerung hervorgerufene Wohnungsnot mildern sollten. 1948 veranstaltete eine Gruppe von Architekten um Paul Artaria und Alfred Altherr eine Wanderausstellung mit einem Überblick über den schweizerischen Siedlungsbau, in der sie auch die Holzsiedlung Realta zeigten. 1952 erschien die Bestandesaufnahme in Buchform.[12] Die Grundsätze des aktuellen Siedlungsbaus waren stark von den neuen Möglichkeiten der Standardisierung und Massenproduktion geprägt, was sich besonders in Fragen der Dimensionierung von Siedlungen oder im Grad der formalen Typisierung zeigte. Dabei stellten die Autoren ein ausgeprägtes «Empfinden für die angemessene, *gemeinschaftsbildende Grösse einer Wohnkolonie*» und eine «gesunde *Abneigung gegen zu weit getriebene Typisierung* und Einschränkung der persönlichen Freiheit» fest. «Die Überzeugung, dass eine [...] Gemeinschaft nur in *wohlgeordneter Freiheit* gedeihen kann, gleich weit entfernt von der Anarchie des schrankenlosen Individualismus wie des kollektivistischen Zwanges, [...] findet ihren Ausdruck im heutigen Siedlungsbau.»[13]

Diese Angst um eine im Massenwohnungsbau verlorene Freiheit und Individualität zeigte sich im Falle der Holzsiedlung Realta in den Forderungen des Verwalters. Dieser wollte seine Sonderposition am Arbeitsort am eigenen Heim architektonisch-repräsentativ zum Ausdruck gebracht haben. In unzähligen Briefen an die Regierung beanstandete er das Projekt für das Verwalterhaus und verlangte beispielsweise, dass es durch seine Materialisierung besonders ausgezeichnet werde.[14] Ein Haus zu bewohnen, das gleich aussah wie die Nachbarhäuser ringsherum, schien ein Gefühl des Untergehens in der anonymen Masse und der Angst



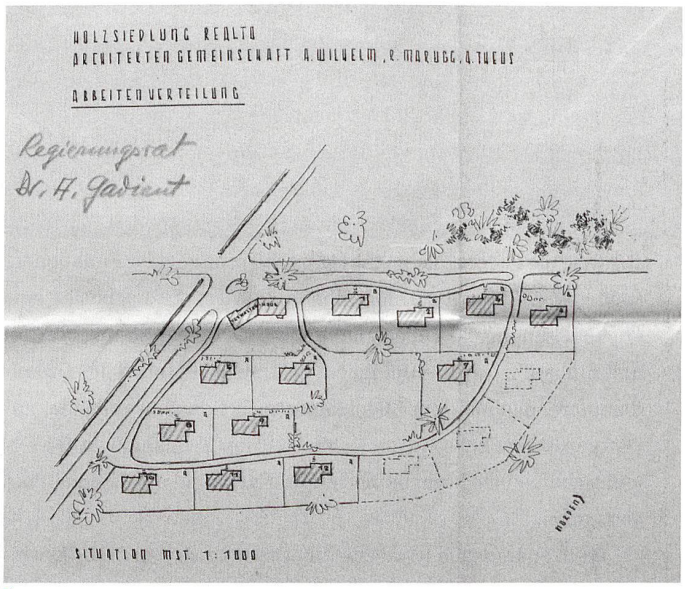
der gesellschaftlichen Gleichstellung mit dem niedrigeren Berufsstand der einfachen Pflegeangestellten auszulösen.

Obwohl sich die Architekten immer wieder vehement gegen diese Forderungen zur Wehr gesetzt hatten und den Eindruck der Einheit fördern wollten, steht das Verwalterhaus nun als abgewinkelter Bau, gleichsam als Rückgrat der Siedlung, in der nordöstlichen Ecke des Grundstückes. Mit zwei Vollgeschossen ist das Gebäude höher als die anderen, ein Erdgeschoss aus Mauerwerk sowie ein Erker zeichnen es zusätzlich aus.

«Landwirtschaftliches Idyll vor den Toren Churs und einem amerikanisch anmutenden Hintergrund»

Neben der Darstellung der regen Siedlungstätigkeit hiess es 1952 in *Der Siedlungsbau in der Schweiz* gleichzeitig: «Die Diskussion ist eröffnet, das Wohn-Hochhaus wird erklärt und kritisiert, gelobt und verworfen.»[15] Während die Hochhausgegner von der Kasernierung der Familie und der Entfernung des letzten Spielplatzes der Kinder sprachen, wiesen die Befürworter auf die Wirtschaftlichkeit, die vertikale Akzentsetzung, die grossen Grünflächen, die schöne Aussicht und den Reiz der neuen Perspektive hin. «Landistil» und Heimeligkeit gegen Moderne und Funktionalität lautete die Auseinandersetzung. Einer der prominentesten Verfechter des

2



3

1 P. Placi a Spescha, Entwurf für ein lawinen- und feuersicheres Idealdorf in Tujetsch von 1805.

2 Cazis, Holzsiedlung Realta. – Der Blick von Süden auf die einfachen, in rationeller Ständerbauweise ausgeführten Bauten.

3 Cazis, Holzsiedlung Realta, Architektengemeinschaft Wilhelm, Marugg und Theus, Situationsplan um 1944. – Gleichförmig ausgerichtet nach Südosten, lassen die Bauten eine zentrale Spielwiese frei.

Hochhauses war Max Frisch. In seiner Glosse «Cum grano salis» von 1953 ging er scharf mit der Schweizer Architektur ins Gericht, in der «das Bedürfnis nach Grösse schlichterdings verpönt»[16] sei. Im ganzen Land würden Siedlungen entstehen – schmuck und gepflegt, sauber und gesund –, bei denen aber eine Uniformierung nicht zu übersehen sei, gleichwohl gerade diese verleugnet und die Standardisierung verdrängt werde. Stattdessen forderte Frisch Satellitenstädte mit Schnellbahn und Hochhäusern, denn nur solche würden eine «wirkliche Hilfe»[17] und echte Freiheit in der heutigen Zeit bringen.

Zustimmung erhielten die Forderungen Frischs auch in Graubünden. Als «phantasielose Überbauungen»[18] von «seelenloser Uniformität, die einen in rasch emporwachsenden Vorortsquartieren oft frösteln lässt»,[19] verurteilte das Churer Architekturbüro Thomas und Thomas Domenig die damals neuen Zeilenbauten im Churer Rheinquartier. Das neue Churer Baugesetz von 1960 mit Sondervorschriften für den Bau von Hochhäusern ermöglichte den Architekten Domenig, ihre Vision eines modernen und grosszügig dimensionierten Wohnquartiers umzusetzen. In zwei Etappen entstanden zwischen 1964 und 1981 in der nördlichen Rheinebene, der Lacuna, eine Überbauung aus rund 30 Punkt- und Streifenbauten sowie fünf Hochhäusern mit etwa 1000 Wohnungen. Nebst der corbusianischen Überlegung, mit Hochhäusern eine hohe Nutzungsdichte zu erreichen und gleichzeitig das Grüne in die Stadt zurück zu bringen, sahen die Architekten die Türme der Lacuna als einzige kraftvolle Antwort auf die umliegenden Berge. Und wenn sich auch das Grün des Parks mit jedem Stockwerk etwas weiter in der Ferne verlor, so gestattete die Höhe dafür die Sicht des Alpinisten auf die Stadt darunter.

Neben den Wohnungen gehören zum Quartier ein Einkaufszentrum, ein Schulhaus sowie drei Kindergärten (Abb. 5). Ein weiteres Warenhaus sowie eine Badeanlage wurden nicht realisiert. Besonderes Augenmerk galt dem Auto als individuellem Fortbewegungsmittel und Garanten der persönlichen Freiheit in der Grossüberbauung. Eine unterirdische Parkanlage, eine Autoservicestation, eine Reparaturwerkstatt sowie eine Tankstelle sorgen für den unkomplizierten Gebrauch der Fortbewegungsmaschine. Gleichzeitig sollte mit dem Einkaufszentrum und der öffentlichen Parkanlage die Quartiergemeinschaft betont werden. So beabsichtigte die Lacuna nicht eine rigorose Trennung der Funktionen, sondern im Sinne der Unité d'habitation von Le Corbusier eine «neue Mischung der Lebensfunktionen, die mit Wohnung, Freizeit und Einkauf zusammenhängen».[20] Corbusiers Modell des Ozeandampfers, das auf dem Gleichklang zwischen dem privaten, zurückgezogenen Leben in der Kabine und der Teilnahme an den Gemeinschaftseinrichtungen beruht, hat auch bei der Lacuna Pate gestanden.

Beim Spatenstich wurde die Überbauung als das zukunftsweisende Städtebauprojekt schlechthin gefeiert – in den Medien war die Rede von der «modernsten Quartierüberbauung der Schweiz»,[21] von der «imponierenden Skyline»,[22] und Chur wurde als die Stadt gepriesen, «wo sich Vergangenheit und Moderne die Hand reichen» (Abb. 6).[23] Doch bereits wenige Jahre später schlug die öffentliche Stimmung ins Gegenteil um. 1976 sprach die NZZ von «missliebigen Denkmälern der Hochkonjunktur» und verurteilte die einst aus der Übersättigung der gleichförmigen Nachkriegssiedlungen heraus gelobte Zweckmässigkeit und Fortschrittlichkeit als «Anlage zur Intensivhaltung von Menschen».[24]

Jemand, der seit den 1960er-Jahren die Kritik an der Moderne an vorderster Front teilte, war der Zürcher Architekt Rolf Keller: «Die Moderne war ein Angriff auf das Gemüt, auf das Lebendige und schloss auch die Leugnung der Erdbasis, ja des Fundaments mit ein. [...] Es wird deshalb wichtig, über ein eigenes Segment Erde zu verfügen, Fuss fassen zu können, ein eigenes kleines Territorium zu gestalten, zu pflegen und abzugrenzen, ja selbst Spuren zu hinterlassen.»[25]

Wie weit der Gedanke der realen Verwurzelung mit der heimischen Erde auch massgebend war für die grosszügigen Gartengrundstücke bei der Holzsiedlung Realta, ist schwer zu eruieren. Damals hatte vor allem die Lebensmittelknappheit der Kriegszeit gelehrt, dass Selbstversorgung durch den Gartenbau sinnvoll war, nebst dem, dass er als «Mittel gegen die Verproletarisierung»[26] galt. In der Lacuna wird der eigene Garten zur durchgehenden, allen zugänglichen Parklandschaft. Der Park ist das offene Deck des Ozeandampfers, statt auf das weite Meer hinaus wandert der Blick die Bergflanken hoch. Die Natur ist naturhaft gestaltet, nicht künstlicher als die «landwirtschaftliche Idylle»[27] der angrenzenden Maisfelder und Kuhweiden, auf denen vor einem «amerikanisch anmutenden Hintergrund»[28] Traktoren als «Zeugen unserer modernen, technisierten Zeit»[29] rattern.

Städtische Monotonie als Bezugspunkt alpiner Innovation

Eine nicht minder kraftvolle Antwort auf die Gebirgslandschaft – ein riesiges Feriendorf – entstand zeitgleich mit der Lacuna in der Lenzerheide. Die Siedlung Soleval des Walliser Architekten Jean-Paul Darbellay war ein Projekt der Elektro-Watt, die sich nach dem Ausbau der Wasserkraftwerke nach neuen Investitionsmöglichkeiten im Berggebiet umschaute. Im Endausbau hätte die Anlage 700 Zweitwohnungen umfassen sollen, doch durch die Ölkrise 1973 sowie die Einschränkung des Verkaufs von Wohnungen an Ausländer wurde zwischen 1970 und 1981 nur knapp die Hälfte realisiert. Ebenfalls nicht gebaut wurde das Ladenzentrum mit Restaurants und darüber gelegenem Hotel. Trotzdem waren Soleval zusammen mit der Lacuna für Graubünden Bauwerke von bis anhin ungekannter Dimension, die einzig von den Staumauern übertroffen wurden.

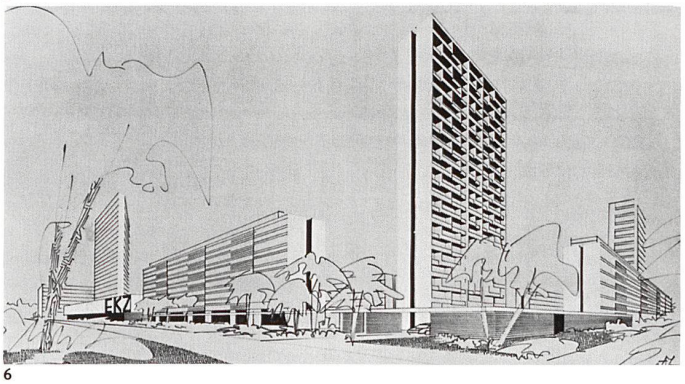
An diese erinnern denn in Soleval auch – als sinnige Referenz an die Bauherrschaft – die drei verschoben zueinander stehenden Bänder (Abb. 7). Anstelle starrer Scheiben entstanden sich dem natürlichen Gelände anschmiegende mäandrierende Schotten-

strukturen aus dicht aneinandergereihten, verschieden hohen Häusern – wie in der mittelalterlichen Stadt (Abb. 8). Architekt Darbellay sah darin eine Antwort auf die «Rhythmen der Berghänge». Gleichzeitig will der Eindruck unterschiedlicher Teile nicht über die offensichtliche Standardisierung und vorfabrizierte Herstellung hinwegtäuschen. Die einen Rhythmus aufzwingende Produktionsweise wird zu einer Analogie zur nach bestimmten Mustern geordneten Natur.

Sowohl bei Soleval als auch bei der Lacuna und der Holzsiedlung Realta wurde mit der Monotonie, dem Raster- oder Gleichförmigen als inhärentem Aspekt moderner, standardisierter Massenproduktion bewusst umgegangen. Die Architekten akzeptierten, dass die Monotonie «nicht mehr eine gelegentlich auftauchende Grenzgefahr, sondern [...] die normale Ausgangslage»[30] ist. Auf unterschiedliche Art und Weise standen sie der Monotonie nicht resignierend, sondern innovativ gegenüber. Auch wenn vor allem die Architekten in Realta von der Gefahr der Monotonie sprachen, so kam für alle das Übertünchen der mit der Massenproduktion und Vorfabrikation einhergehenden Gleichmässigkeit durch die Nachahmung eines Dorfbildes nicht in Frage. Stattdessen genügte ihnen in Realta die Setzung einer zentralen Spielwiese, in der Lacuna die Formung einer öffentlichen Parklandschaft mit unterschiedlichen Bauvolumen oder in Soleval die Segmentierung nach dem Rhythmus der Berge, um der architektonischen Ordnung Le-

4

5



6

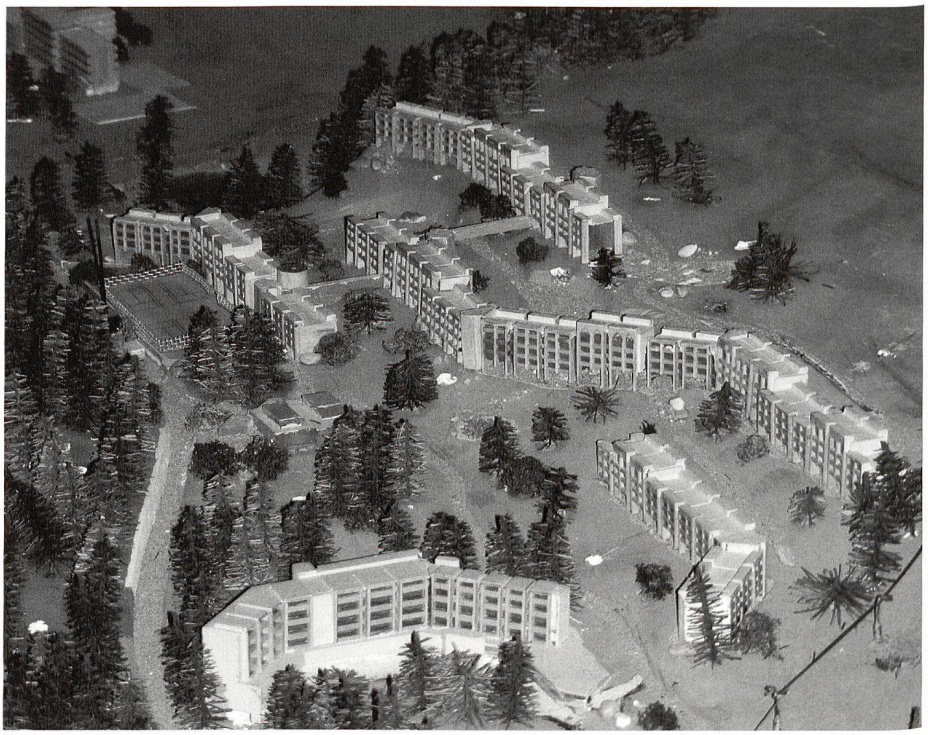
4 Armin Meili, Entwurf für Neu-Splügen, 1944. – Ross und Wagen im Vordergrund, die imposante Bergwelt im Hintergrund und dazwischen die mit Arkaden versehene Staumauer.

5 Chur, Überbauung Lacuna von Thomas und Thomas Domenig. – 1972 war die erste Etappe der Satellitenstadt fertiggestellt.

6 Chur, Überbauung Lacuna von Thomas und Thomas Domenig, Blick von der Kreuzung Ringstrasse/Tittwiesenstrasse.

bendigkeit und Bewegung zu geben. Nebst der Natur als Bezug und direktem Lebensort stand der Gedanke der Gemeinschaft im Zentrum. Das über die Monotonie – wenn auch als Plansiedlung künstlich – zur Einheit Gewordene soll zu einem Zentrum der Gemeinschaft werden, in dem nicht das Auflösen in die Individualität, sondern die gesellschaftliche Einbindung betont werden soll. Es scheint, als ob die damals in den Städten viel beklagte Entfremdung der Menschen auch in der vermeintlich heilen Bergwelt eine Tatsache war und der es entgegenzuwirken galt, sei es in Realta und Lacuna als ständigem Wohnort, sei es in Soleval als Ort der Erholung der Städter.

P. Placi a Spescha hat mit seinem Begriff der Regelmässigkeit als Garanten für ein gesichertes Leben die Anwendung rationaler städtebaulicher Prinzipien in der Berglandschaft längst vorweggenommen. Doch während bei ihm der Aspekt der Sicherheit vor Naturkatastrophen im Vordergrund stand, bieten Realta, Lacuna und Soleval drei unterschiedliche Antworten auf den Umgang mit den im städtischen Kontext aufgetauchten Fragen der modernen Lebensweise und der neuen Produktionsmöglichkeiten. Als in die scheinbar unstädtische, traditionelle alpine Kulturlandschaft eingebettete Siedlungen bringen sie dies besonders pointiert zum Ausdruck.



7

8

7 Lenzerheide, Feriensiedlung Soleval, Architekt Jean-Paul Darbellay. – Das Modell zeigt den nicht realisierten Endausbau mit 700 Wohnungen in vier Bändern und dem Ladenzentrum im Vordergrund mit Restaurants und darüber gelegenem Hotel.

8 Lenzerheide, Feriensiedlung Soleval. – Die langen Bänder der Feriensiedlung Soleval sind aufgelöst in dicht aneinandergereihte Häuser und nehmen den Rhythmus der Bergketten auf.

Résumé

Dans les Grisons de l'après-guerre, plusieurs ensembles résidentiels qui n'avaient rien à voir avec les structures d'habitat existant jusqu'alors furent construits. Des exemples tels que la petite cité Realta, édifiée pour les employés de la clinique psychiatrique de Beverin et de l'établissement pénitentiaire Realta (1944-46), le quartier d'habitation Lacuna à Coire où vivent quelque 3000 personnes (1964-1981) et la colonie de vacances Soleval dans la Lenzerheide, où étaient planifiés 700 appartements (1970-73 et 1979-1981), ont sciemment abordé le thème de la monotonie comme un aspect inhérent à la production de masse standardisée de l'époque moderne. En dépit du contexte alpin rural, les conditions de cette standardisation et de cette monotonie – à chaque fois réinterprétées de manière individuelle suivant les circonstances et la fonction de ces ensembles – y étaient considérées comme un défi, et non comme une réalité inéluctable.

Riassunto

Nei Grigioni sono sorti nel dopoguerra diversi insediamenti pianificati del tutto autonomi rispetto alle strutture insediative preesistenti. Esempi quali Realta, piccolo nucleo di abitazioni in legno per i dipendenti della clinica psichiatrica Beverin e del carcere Realta (1944-46), il quartiere residenziale Lacuna a Coira per circa 3000 persone (1964-1981) e il villaggio di vacanza Soleval a Lenzerheide, che in origine prevedeva 700 appartamenti (1970-73, 1979-1981), hanno ripreso di proposito il tema della monotonia quale aspetto intrinseco alla produzione di massa moderna e standardizzata. Nonostante il contesto rurale-alpino, hanno interpretato le premesse della standardizzazione e della monotonia – in termini di volta in volta specifici in base all'epoca e al programma funzionale del progetto – non tanto come presupposti inevitabili, bensì come sfida.

ANMERKUNGEN

1 P. Placi a Spescha, «Kurze Beschreibung der Landschaft Disentis nach ihrer historischen, geographischen und politischen Lage und allen Theilen, die dahin Bezug haben», 1805. Zitiert nach P. Hildefons Peng, «Eine utopische Siedlung in Tavetsch», in: *Disentis*, Nr. 1, 1951, S. 7.

2 Siehe Nott Caviezel, *Dorfbrände in Graubünden*, Zuoz 1998 (Schriftenreihe Chesa Planta Zuoz 4), S. 45–50.

3 Claudia Dutzi, *Heimat aus zweiter Hand. Die Arbeitssiedlung Merck in Darmstadt und ihr Architekt Friedrich Pützer*, Darmstadt/Marburg 1990 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 79), S. 6.

4 Unter diesem Begriff zusammengefasst waren die heutige Psychiatrische Klinik Beverin und die Strafanstalt Realta, im Domleschg nördlich von Cazis gelegen.

5 «Errichtung von Siedlungsbauten für die Anstalten Realta und Waldhaus», in: *Botschaften des Kleinen Rates an den Grossen Rat*, Chur 1944, Nr. 3, S. 105 (Staatsarchiv Graubünden StAGR VIII f d 4, 1945–).

6 «Holzsiedlung Realta», Pressetext zur Präsentation des Situationsmodells im Schaufenster der Buchhandlung Schuler, Chur (StAGR VIII 5 d 4, 1945–).

7 Brief der Architektengemeinschaft Wilhelm, Marugg und Theus an die Regierung des Kantons Graubünden, 11.05.1945, S. [1] (StAGR VIII 5 d 4, 1945–).

8 Brief der Architektengemeinschaft Wilhelm, Marugg und Theus an den Regierungspräsidenten des Kantons Graubünden W. Liesch, Zürich, 17.02.1945, S. [1] (StAGR VIII 5 d 4, 1945–).

9 Brief der Architektengemeinschaft Wilhelm, Marugg und Theus an die Regierung des Kantons Graubünden, 29.10.1945, S. [1] (StAGR VIII 5 d 4, 1945–).

10 D., «Realta», in: *Neue Bündner Zeitung*, Nr. 203, 30. 08. 1945, S. [3].

11 Werner Reist, *Verständigung zum Wohl der Heimat: Rheinwald*, Zürich 1945, S. 41.

12 Julius Maurizio, *Der Siedlungsbau in der Schweiz. 1940–1950*, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft der Gewerbemuseen Basel, Bern und dem Kunstgewerbemuseum Zürich, Erlenbach bei Zürich 1952.

13 Ebd., S. 13.

14 Siehe Briefe von der Verwaltung «Asyle Realta und Rothenbrunnen» an die Regierung des Kantons Graubünden (StAGR VIII 5 d 4, 1945–).

15 Maurizio 1952 (wie Anm. 12), S. 38.

16 Max Frisch, «Cum grano salis. Eine kleine Glosse zur schweizerischen Architektur», in: *Werk*, Nr. 10, Oktober 1953, S. 325.

17 Ebd., S. 328.

18 E. P., «Eine neue City wird geboren. Die Quartierpläne Solaria und Lacuna als Teilüberbauung der Stadt Chur», in: *Der Freie Rätier*, Nr. 66, 18.03.1964, o. S.

19 Thomas und Thomas Domenig, *Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe*, Chur 1973 (6. Aufl.), o. S.

20 Stanislaus von Moos, *Le Corbusier. Elemente einer Synthese*, Frauenfeld/Stuttgart 1968, S. 246.

21 (Anon.), «Lacuna, die modernste Quartierüberbauung der Schweiz. 3000 Churer beweisen, dass das Wagnis sich gelohnt hat», in: *Bündner Tagblatt*, 120 (235), 09.10.1972, [S. 5].

22 G. H., «Abschluss der Quartierüberbauung ‹Lacuna›. 3000 Einwohner in 18 Häusern», in: *Neue Bündner Zeitung*, 09.10.1972, S. 7.

23 (Anon.) 1972 (wie Anm. 21).

24 scr., «Missliebige Denkmäler der Hochkonjunktur», in: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 19, 24./25.01.1976, S. 35.

25 Rolf Keller, «Lebens- und Heimatverlust als Folge des baulichen Konformismus», in: Eduard Führ (Hrsg.), *Worin noch niemand war: Heimat. Eine Auseinandersetzung mit einem strapazierten Begriff. Historisch – philosophisch – architektonisch*, Wiesbaden/Berlin 1985, S. 94.

26 Paul Artaria, *Siedlungsbau in der Schweiz 1938–1947*, hrsg. von den Gewerbemuseen Basel und Bern und dem Kunstgewerbemuseum Zürich, Zürich 1948, S. 8.

27 Thomas Domenig, «Städteplanung der Gegenwart mit Einbezug der Altstadt. Grosszügige Quartierplanung für die Sanierung Churs», Zeitungsartikel im Archiv des Architekturbüros Domenig, Chur.

28 Ebd.

29 «Zwischen gestern, heute und morgen...», in: *Der Freie Rätier*, Nr. 264, 11.11.1965, S. 1.

30 Adolf Max Vogt, «Wiederholung, Monotonie und die Produktionsverhältnisse», in: *Werk – Archithese*, Nr. 17–18, Mai/Juni 1978, S. 9.

ABBILDUNGSNACHWEIS

1: Aus: Iso Müller, Pater Placidus Spescha 1752–1833. Ein Forscherleben im Rahmen der Zeitgeschichte, Disentis 1974, S. 45. – 2, 7, 8: Carmelia Maissen. – 3: Staatsarchiv Graubünden, StAGR VIII 5 d 4, 1945. – 4: Aus: Edwin Wieser, Triumph des Geistes, Zürich 1945, S. 137. – 5: aus: Luzi Dosch, «Zur städtebaulichen und architektonischen Entwicklung der Stadt Chur im 19. und 20. Jahrhundert», in: Max Hilfiker u. a., Churer Stadtgeschichte. Bd. II, Von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Chur 1993, S. 263. – 6: Aus: Thomas und Thomas Domenig, Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe, Chur 1969 (5. Aufl.), o. S.

ADRESSE DER AUTORIN

Carmelia Maissen, dipl. Arch. ETH,
Architekturwissenschaftlerin,
Josefstrasse 165, 8005 Zürich,
carmelia.maissen@bluewin.ch